

## 1. KAPITEL

*Ankunft in Paris — Friedrich Sieburg und das Trojanische Pferd — Gedanken zum Exil — Der Anruf der Provence — Im Schatten Cézannes: das Châteaux Noir und John Rewald — Le Tholonet: La Bouscatière und die Kriegswitwe Madame Rochette*

Man darf es nicht als Zeichen von Vermessenheit oder als Tendenz zum frühen Größenwahn auslegen, daß ich in Paris im *Hôtel des Grands Hommes* abgestiegen war. Es bezog seinen naheliegenden Namen vom Panthéon, dem es gegenüberlag, empfahl sich sonst aber, schlicht, obwohl gediegen, eher als Unterkunft für bescheidene Reisende mit kleinen Börsen. Die Adresse war mir vertraut, weil ich im Vorjahre hier ein paar Tage gewohnt hatte und weil dicht nebenan auf der Place du Panthéon ein großer Mann des deutschen Journalismus eine herrschaftlichere Wohnung hatte: Friedrich Sieburg. Heinrich Simon hatte mir geraten, diesen prominenten Vertreter der *Frankfurter Zeitung*, der in Paris über die besten Beziehungen verfügte, unverzüglich aufzusuchen. Sein Rat und Einfluß, hatte der *FZ*-Direktor gemeint, könnten für mich von großem Nutzen sein.

Ich wurde auch unverzüglich vorgelassen und aufs liebenswürdigste aufgenommen. Trotz der vorgerückten Vormittagsstunde empfing mich der berühmte Kollege im Hausanzug, der ihm so tadellos angegossen stand, als sei es der Abendanzug, in dem er eine besonders gute Figur schnitt. Der politische Berichterstatter und Schriftsteller, der sich schon damals für einen Diplomaten hielt — und es im Dritten Reich auch werden sollte —, galt als Salonlöwe und war ein wohlgeleitener Charmeur. Für einen deutschen Auslandsvertreter wirkte er tatsächlich über-

raschend elegant. Daß er zunehmend die Gesichtsmaske eines erhaben müden römischen Kaisers, schlaff aber schicksalsgeformt, kultivierte, tat seiner Beliebtheit bei der Pariser Damenwelt gewiß nicht Abbruch. Als Staatskarosse diente ihm ein blendend weißer Sportwagen. Damals erregte ein derartiges Prunkstück noch Aufsehen.

Friedrich Sieburg zeigte sich über den »unerwarteten Besuch aus Frankfurt zugleich überrascht und erfreut«, wie er sich ausdrückte — womit er mir zu verstehen gab, daß mein Kommen ihm offiziell noch nicht avisiert worden sei. Das machte mich jedoch nicht weiter stutzig, da ich wußte, daß man in der Redaktion augenblicklich andere Sorgen hatte, als Empfehlungsbriefe für junge Autoren an etablierte Mitarbeiter zu schreiben. Mein Gastgeber schien zunächst zu unterstellen, ich sei nur zu einem vorübergehenden Besuche hier, und empfahl mir beflissen, als eingeweihter Ortskundiger, vorzügliche Restaurants und gute Theater. Obwohl ich seinen Anregungen schon aus Mangel an Kleingeld nicht folgen konnte (in der richtigen Stimmung dazu wäre ich sowieso nicht gewesen), waren seine Hinweise diejenigen eines verwöhnten Kenners, denn viel später habe ich in diesen Gast- und Musenstätten meine eigenen Recherchen und Vergleiche anstellen können.

Als ich mich jedoch, endlich zu Worte kommend, als Flüchtling auswies und dabei durchblicken ließ, der große Frankreich-Freund und Vertreter einer liberalen europäischen Geistigkeit müsse über die jüngsten Ereignisse in Deutschland genauso verstört und empört sein wie viele seiner Freunde von der *Frankfurter Zeitung*, kühlte sich die Atmosphäre unverzüglich ab. Mein Gegenüber zeigte zwar keine Feindseligkeit, er hat sich immer gut in der Gewalt gehabt, er kehrte lediglich den besorgten Warner und den über den Parteien stehenden, einzig auf das Wohl des Vaterlandes bedachten Patrioten hervor. Ich habe

doch, so fragte er, um Himmels willen nicht etwa vor (wie einige radikale Regimefeinde es zu unser aller Unheil bereits täten), im Ausland kritische Berichte über die neue Regierung zu verbreiten, die in dieser schwierigen Übergangszeit, selber noch ungefestigt und in den Amtsgeschäften noch unerfahren, bedauerlicherweise etwas nervös sei und leider wohl auch einigen unerfreulichen Anfangsexzessen nicht rechtzeitig gewehrt habe: aber schließlich handele es sich um einen gewaltigen Umbruch, ja eigentlich um den Anbruch einer neuen Zeit, um eine auf ihre, natürlich nicht in allen Punkten zu billigende Weise großartige Zukunftsvision, so überspannt auch manches im Gebaren der neuen Herren erscheinen möge. Das müsse man in der rechten, also in einer großzügigen historischen Perspektive sehen, und man dürfe nicht durch den mitunter peinlichen Augenschein gewisser Randereignisse zu voreiligen Schlußfolgerungen gelangen. (Natürlich konnte ich nicht ahnen, daß er mir bereits seine »Verteidigung des deutschen Nationalismus« prälu-dierte, mit der er bald danach seinen an sich schon längst erfolgten Übertritt zum Dritten Reich begründete.) Er könne einfach nicht glauben, fuhr Sieburg fort, daß alles wirklich so schlimm sei; gerade in Zeiten wie diesen sei es die Pflicht jedes verantwortungsbewußten Deutschen, im Lande zu bleiben, auf seinem Posten auszuharren, statt die Flinte ins Korn zu werfen und nur auf die eigene persönliche Sicherheit bedacht zu sein, deren Gefährdung man wohl doch überschätze. Als Auslandskorrespondent sei sein Posten nun einmal draußen; aber um den neuen Herrschern und seinen französischen Freunden zu zeigen, daß von einem Exodus der Intellektuellen keine Rede sein könne und wie sich ein aufrechter deutscher Schriftsteller in einer derartigen Situation beispielhaft zu verhalten habe, führe er noch heute nacht nach Deutschland, und man würde ihn dort gewiß unbehelligt lassen.

Ich hatte mit wachsendem Erstaunen zugehört. Sieburg war schon bei seinen ersten Worten aufgestanden und im Zimmer umhergegangen, nicht gerade erregt gestikulierend, aber seine Belehrung mit eindringlichen Gesten unterstreichend. Es war eine sehr eindrucksvolle Standpauke über Männerstolz vor Fürstenthronen, und hätte ich nicht einiges anders und besser gewußt, wäre ich vielleicht bis zur Selbstbeschämung beeindruckt gewesen. Während er redete und auf und ab lief, ließ er nervös verspielt die Einlagen eines billigen Vexierfilmheftchens durch die Finger schnurren. Unvermittelt hielt er mir es dann hin und erklärte mit einem undeutbaren Lächeln, das ebenso gut ironisch wie versonnen sein konnte: »Ich trage das gleichsam als Talisman mit mir herum. An dies Gesicht werden wir uns alle gewöhnen müssen. So oder so. Es wird nun einmal unser Schicksal sein.« Der Schnurrfilm zeigte einen uniformierten Hitler in seinen typischen Volksrednerposen: es war keine Karikatur, sondern ein Propagandastück. Ich reichte es Sieburg wortlos zurück. Eigentlich bedurfte es keiner weiteren Erklärung mehr zwischen uns. Aber ich war damals eher verdutzt als schlechthin argwöhnisch; ich hielt ihn für exzentrisch, aber nicht für gefährlich. Ich war noch recht unerfahren und hatte nicht die geringste Ahnung, auf welches Glatteis ich geraten war und auf welche politische Rutschbahn ich mich überhaupt erst begeben sollte. Die Maske war nur ein wenig gelüftet worden. Friedrich Sieburg ließ sie erst später vollends fallen, als das Zweigespann der großen Frankreich-Freunde — Abetz und Sieburg — als Okkupanten nach Paris zurückkehrte, und es nicht mehr nötig hatte, dort trojanisches Pferd zu spielen. Als ich das Haus am Place du Panthéon verließ, das ich natürlich nie wieder betreten habe (was mir allerdings die persönliche Bekanntschaft prominenter französischer Kollaborationisten dennoch nicht erspart hat),

hatte ich zwar das dumpfe Gefühl, irgendwie an die falsche Adresse geraten zu sein, aber ich wußte natürlich noch nicht, daß die Rückkehr des aufrechten deutschen Schriftstellers in sein Heimatland nicht mit dem geringsten Risiko für ihn verbunden war: ganz im Gegenteil. Ich meinte damals sogar immer noch, Sieburg habe ein paar Monate vorher das Amt des Pressechefs General Schleichers ausgeschlagen, weil ihm dessen Regierung zu reaktionär war. Er war tatsächlich ein wohlinformierter politischer Korrespondent und verfügte wirklich über hervorragende Beziehungen — nicht nur in Paris.

Man wird nicht über Nacht Emigrant. Schließlich ist das kein Beruf, obwohl manche ihn zu einem gemacht haben. Und es handelt sich gewiß nicht um eine Berufung, der man willig oder gar freudigen Herzens folgt; gerade »von Hause aus« bringt man nicht das geringste Talent zu ihr mit. Es ist nicht einmal eine Frage der Gewöhnung, denn man gewöhnt sich nie an dies Schicksal, selbst wenn man sich in es fügt. Ungewöhnlich ist das Exil allerdings längst nicht mehr: es ist inzwischen zu einem ausgesprochenen und sogar typischen Massenschicksal geworden, das Millionen und Abermillionen von Zeitgenossen betroffen hat. Das Brot der Fremde ist dadurch nicht süßer geworden, und die Welt ist längst gegen die Heimatlosen genauso abgestumpft wie gegen alle Massenkatastrophen, die inzwischen über sie hereingebrochen sind oder die ihr bevorstehen, und die schon einfach durch die unvorstellbare Menge ihrer Opfer unfaßbar bleiben: ihr bloßes Ausmaß überfordert Verständnis und Mitgefühl. Die große Ausnahmegehalt des Exilierten, in der romantisch verklärenden Sicht früherer Jahrhunderte durchwegs eine edle, zumindest eine Achtung oder Mitleid gebietende Erscheinung, kann es heutzutage gar nicht mehr geben; sie geht in der Masse der Schicksalsgenossen auf und unter — und das trifft letztlich sogar auf Persönlichkeiten

## <-- Auszug letztes Kapitel -->

schen Ideenwelt nichts wissen wollte. Ich habe wahrlich zuviele Nekrologe schreiben müssen, die alle mein eigenes Verlustkonto belasteten. Wenn ich wenigstens — in Frankreich nicht nur in Schickeles Fall — diese Nachrufe in Zurückrufungen der Hingeschiedenen ins volle literarische Nachleben verwandeln könnte, wäre mir wohler zumute und wäre es mir bei aller Trauer leichter um ein Herz, das unverbesserlicherweise immer noch für die Sache einer echten Literatur und eines aufrechten Menschentums schlägt, die sich — gegenteiligen Theorien einer entseelten und gesinnungsfremden Moderne zum Trotz — wechselseitig bedingen und befruchten.

Und nun war Krieg. Vor diesem Massenschicksal, das ganze Völker in seinen zerstörerischen Sog ziehen und Abermillionen von Menschenleben verschlingen sollte, von seinem eigenen, vor diesem Hintergrund zwerghaften Schicksal zu reden, erscheint vermessen und irgendwie anstößig. Der Chronistenpflicht muß aber auch da genügt werden; denn was ich — in einem späteren Band<sup>1</sup> — über die Kriegsjahre zu berichten habe, ist vielleicht nicht ganz ohne informatorischen Belang, da ich mich, zuerst im französischen, dann im amerikanischen Lager, in etliche kritische und noch immer nicht völlig oder von allen Seiten her beleuchtete Konstellationen verstrickt fand und ohne eigentliches Zutun meinerseits in Schlüsselstellungen geriet, die zwangsläufig privilegierte Beobachtungsposten darstellten. Aber als er ausbrach, fing der Krieg für mich auf eine geradezu höhnisch demütigende Weise ganz anders an, als ich es mir vorgestellt hatte.

Seit zu Beginn der Polenkrise die Teilmobilmachung begonnen hatte (die diesmal im Gegensatz zu derjenigen

1 Ernst Erich Noth plante Buch 3 »Die Kriegsjahre« und Buch 4 »Die amerikanischen Jahre« als Fortführung seiner »Erinnerungen eines Deutschen«. Er hat diesen zweiten Teil seiner Memoiren nicht geschrieben.

der Sudetenkrise und entgegen den Erwartungen der heillos Illusionsgläubigen, die vermeinten, es handle sich noch einmal und fast geradezu wieder einmal um ein abgekartetes gegenseitiges Droh- und Bluffspiel zur Stärkung der jeweiligen eigenen Positionen am Verhandlungstisch, zur Generalmobilmachung werden sollte), erwartete ich entweder meinen Gestellungsbefehl als *prestataire* oder meinen Marschbefehl als freiwillig für die Kriegsdauer Wehrverpflichteter. Als dann auf den öffentlichen Anschlagplätzen der Befehl der zuständigen Militärbehörde angeklebt wurde, alle *ressortissants de pays ennemis* hätten sich unverzüglich in einem angewiesenen *camp de rassemblement* zu stellen, nahm ich guten Glaubens und guten Gewissens an, diese Verfügung könne mich nicht betreffen. Viele andere, die sich in ähnlicher oder gleicher Lage befanden, haben denselben Irrtum begangen. Wie niederschmetternd auf Menschen unseres Schlages und unserer Gesinnung diese Internierung wirken mußte, hat der Frankreich seit je in inniger Liebe zugegangene Dichter Walter Mehring später in den unvergeßlichen Verszeilen ausgedrückt: »Die Fessel, die zu Nimes ich trug, / zählt' doppelt, weil sie Frankreich schlug.« Noël Vindrys juristischer Spürsinn interpretierte diesen Erlaß und seinen all-einschließenden Charakter jedoch unverzüglich richtig, empfahl, mehr wohl um mich als den Lauf der Dinge hinzuhalten, sich bei den Behörden zu vergewissern, ob nicht doch Ausnahmen für Personen meiner Kategorie vorgesehen seien. Wir fuhren zur Sous-Préfecture, zur Gendarmerie und zur Kaserne (wo man nun wirklich Dringlicheres und Wichtigeres zu tun hatte, als sich dieses Falles anzunehmen). Überall behauptete man, nichts Genaueres zu wissen, und jedesmal riet man uns, sofort bei der Kommandantur des Sammellagers vorzusprechen, wo gewiß entsprechende Richtlinien vorliegen würden. Das taten wir denn auch und begaben uns nach

»Les Milles«. Selbstverständlich behielt man mich gleich da, »bis zur Klärung meiner Umstände«, wie Vindry, nach einem kurzen Gespräch mit einem Leutnant, einigermaßen verlegen und noch mehr ingrimmig erklärte, denn er hatte mich schließlich nicht »einliefern« wollen.

Für den Freiwilligen begann der Krieg sehr unfreiwillig in einem französischen Internierungslager für feindliche Ausländer. Es sollte nicht seine letzte Gefangenschaft sein.